



Horst Hohmann

Kuba: Zweitwohnung im Himmel der Orixás

Ramón Gonzales hat seine Arme weit ausgebreitet. Schweißperlen rinnen über seine geröteten Wangen. Seine Augen blicken starr in den nächtlichen Himmel, und durch seinen Körper geht ein fiebriges Beben. „Gleich wird Babalú Ayé von ihm Besitz ergreifen“, flüstert Pedro und gibt seinem Team an den Trommeln ein Zeichen, mit ausladendem Rhythmus die nahenden Schritte des Krankengottes zu imitieren.

Familienangehörige und einige Gäste, die sich an diesem Abend in der Kultstätte des Santeria-Priesters versammelt haben, treten an den in Trance fallenden grauhaarigen Mann heran. Wippend beugen sie sich nach vorn. „Befreie Tico und Lea von ihrem Rheuma“, murmelt einer von ihnen.

Plötzlich rasen die Trommeln. Finger wirbeln wie Tausend kleine Stöckchen über die Instrumente. Verkünden im Stakkato, dass Babalú Ayé nun mitten unter den Gläubigen ist. Ramón stößt einen Schrei aus. Röchelt. Wird von Krämpfen geschüttelt. Dann kippt er seitlich weg. Freunde, die in der Runde stehen, fangen ihn auf. Ziehen ihn mit vereinten Kräften hinein ins Allerheiligste, vor den bunten Altar der Götter.

Reiskörner werden vor die Statue Babalú Ayés gestreut. Aus einer Flasche schwappt weißer Zuckerrohrschnaps auf den dunklen Estrich – Opfern, welche den himmlischen Gast gnädig stimmen sollen.

Fürsorglich, ja fast liebevoll, streicheln die Helfer ihrem Orakelpriester über den Kopf. Helfen ihm auf die Beine und führen ihn in eine Kammer, wo er den Heilungssuchenden geweihtes Wasser aufs Haupt träufelt und für sie geheime Botschaft des Krankengottes entschlüsselt.

Weitere Götter geben derweil ihr lärmendes Stelldichein. Der Gott des Krieges, des Feuers und der Männlichkeit fegt in Gestalt einer zierlichen Frau plärrend über den Innenhof. Reißt den Umstehenden glühende Zigaretten und Zigarren aus dem Mund und verschlingt sie.

Der Gott des Schicksals schwebt tänzerisch leicht über den Boden und erinnert mit stechenden Handbewegungen daran, dass er an den „Schnittstellen des Lebens“ alleiniger Herrscher ist.

Kurz vor Mitternacht ist es jetzt in Trinidad, dem schmucken Hafenstädtchen im Süden Kubas. Und noch immer ist das dumpfe Dröhnen des Santeria-Orchesters nicht verstummt. Sechs Liter Rum seien bereits durch die Kehlen der Trommler und Tänzer geflossen, vermutet Pedro und lächelt selig. „Nach jeder unserer Feiern ist die Welt wieder in Ordnung“, schwört der Ladenbesitzer. „Du kommst traurig und manchmal mit schlimmen Zahnschmerzen hierher. Gehst aber dann in den frühen Morgenstunden fröhlich und schmerzfrei nach Hause.“

Der tiefgläubige Anhänger der alten Sklavenreligion lehnt sich auf seinem Stuhl zufrieden zurück. In seinen Augen das warme Licht der flackernden Kerzen. Über mangelnden Zuspruch, meint er, könnten sich die Santeristen nicht beklagen. „Wenigstens 70 Prozent meiner Landsleute konsultieren regelmäßig den Orakelpriester und suchen in unseren Kultstätten Heilung von leiblichen und seelischen Gebrechen.“ Viele Marxisten seien darunter, verrät er augenzwinkernd. Ja, selbst Katholiken brächten den Afro-Göttern ihre Opfer dar, zumal diese seit Jahrhunderten zusätzlich die Namen christlicher Heiliger trügen.

Über viele Jahre hinweg hat sich der katholische Priester Laudelino José Neto mit diesem faszinierenden „Schmelztiegel der Religionen“ beschäftigt und hat nachgewiesen, wie in der Karibik und in seinem Heimatland Brasilien die Afro-Kulte der Santeria, des Umbanda und des Candomblé in kleinen Abwandlungen „Früchte vom selben Baum“ sind.

Seit er im Nordosten Brasiliens begann, im Auftrag der Bischöfe die Afro-Kulte zu erforschen, geht er in deren Heiligtümern und Gebetszentren ein und aus. „Es ist eine Ironie der

Geschichte“, stellt er traurig fest, „dass der Schuss immer dann nach hinten losgeht, wenn man die Menschenrechte mit Füßen tritt.“

In Kuba wie auch in Brasilien hätten die Sklavenhalter und die Kirche schwarzen Leibeigenen seinerzeit strikt verboten, ihre angestammten Bräuche und religiösen Riten zu pflegen.

„Damit wurden die Afrikaner sang- und klanglos ins gesellschaftliche und kirchliche Abseits befördert“, sagt er. Man habe die Sklaven mit der „Gießkanne“ getauft. Habe sie gezwungen, aus ihrer seelischen Not eine Tugend zu machen: ohne dass ihre Herren oder die Kirchenoberen davon wussten, hätten die Sklaven ihre Fetische in den hohlen Gips- oder Holzfiguren der katholischen Heiligen versteckt. „Ein listiger Trick“, kommentiert Pater Laudelino. „So konnten sie ihre alten Gottheiten weiter verehren, zumal ihnen der Kern ja sowieso wichtiger war als die Schale.“

Nach Auffassung des dunkelhäutigen Priesters, dessen Vorfahren auf den Zuckerrohrplantagen reicher Latifundienbesitzer in Bahia arbeiten mussten, ist vor allem die Kirche schuld daran, dass die Afro-Kulte seit nunmehr vier Jahrhunderten zu den bekanntesten Mischreligionen gehören. „Man zog gegen den angeblichen Dämonenglauben der Sklaven zu Felde“, bedauert er. „Und dann wunderte man sich noch, wieso die Afrikaner auf allen Hochzeiten tanzten.“

Bei seinen häufigen Kontakten mit den geistlichen Führern der Kultstätten in Bahia wird der Priester immer wieder Zeuge einer „gigantischen religiösen Wanderbewegung“. Katholiken, mit denen er morgens die Messe feiert, beschwören am Abend „heilige Fetische“. Pater Laudelino bringt das Dilemma der Kirche auf einen kurzen Nenner: „Viele Christen haben sich in den Mischreligionen eine Zweitwohnung gemietet.“

PS. Eigentlich sollten die Sklaven nur billige Arbeitskräfte sein. Doch sie kamen nach Nord- und Südamerika sowie in die Karibik als Menschen mit eigenen Gefühlen, mit eigenen Lebensgewohnheiten und mit einem eigenen Glauben. Das Recht, ihre alten Traditionen zu pflegen, wurde ihnen abgesprochen. Auch von der Kirche.

Drittklassige Theologen bezeichneten den Sklavendienst auf den Zuckerrohrfeldern sehr schnell als „kleines Entgelt für die Befreiung vom Heidentum“.

Bis Mitte der 1970-er Jahre weigerten sich Ordensgemeinschaften und Bistümer, Schwarze in ihre Seminare und Noviziate aufzunehmen. Begründung: es fehle den Nachfahren der Sklaven an Verstand. Sie seien zu sinnlich. Und es gehe ihnen das nötige Selbstvertrauen ab.

Die Folge: in Kuba beispielsweise und auch in Brasilien, wo 55 Prozent der Bevölkerung afrikanischer Herkunft sind, erreichen die Schwarzen unter den Priestern und Ordensfrauen gerade mal einen Anteil von 3 Prozent.

Je mehr die Kirche die Sklaven samt ihrer Religion verteufelte, umso fester klammerten sich die Afrikaner an die eigene Glaubenswelt. Ja, aus ihren Kulturen entwickelten sich Volksreligionen. Mindestens 140 Millionen Anhänger gibt es mittlerweile in der Karibik und in Südamerika.

Ein Dialog zwischen der katholischen Kirche und den Volksreligionen ist zwar in vollem Gang. Doch aus der Einsicht, dass es in den Afro-Kulturen „menschlicher zugeht“ und dass dort viele Christen längst eine zweite religiöse Heimat fanden, haben noch immer sehr wenige Ortskirchen Konsequenzen gezogen.